

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 19 (1951-1952)
Heft: 2

Artikel: Bismarck : ein unbekannter Aufsatz aus dem Jahre 1866
Autor: Hillebrand, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758633>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BISMARCK

Ein unbekannter Aufsatz aus dem Jahre 1866

von Karl Hillebrand

Karl Hillebrands Namen ist heute nur mehr einem kleinen Kreise alt-europäisch gesinnter und gleich ihm vielseitig erfahrener Menschen bekannt. Einstens, vor etwa sechzig Jahren, sogar noch über den ersten Weltkrieg hinaus oft in nächster Beziehung zu Jacob Burckhardt genannt und geachtet, wurde die Persönlichkeit dieses bedeutenden deutschen Essayisten aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stets mit dem großen Kulturhistoriker in Basel verglichen, sein temperamentvoller Optimismus dem bedenklichen Pessimismus des Verfassers der «weltgeschichtlichen Betrachtungen» an die Seite gestellt. Während jedoch Burckhardts Gestalt vor den Augen der Nachwelt zu höchstem Ruhme aufstieg, versank die Erscheinung Hillebrands in einer beklagenswerten Vergessenheit, trotz der wiederholten Herausgaben seiner unter dem Titel «Zeiten, Völker und Menschen» vereinigten Sammlung von Aufsätzen, die neben anderen auch sein vortrefflicher, ihm in mancher Hinsicht verpflichteter Nachfolger Joseph Hofmiller einführte.

Der Sohn eines angesehenen Philosophen und Universitätslehrers in Gießen hatte sich, von freiheitlichen Bestrebungen erfüllt, am badischen Aufstand beteiligt und nach Frankreich flüchten müssen. In Paris Sekretär Heinrich Heines, wurde er französischer Staatsbürger, bestand alle Examina mit Auszeichnung, erhielt einen Preis für die Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe und daraufhin eine Stellung als Professor in Douai. Gleichzeitig kam er in Verkehr mit vielen hervorragenden Gelehrten und Schriftstellern in Paris, wo er wohnen blieb, die damals fast insgesamt für eine Verbreitung der deutschen neueren Literatur in ihrem Vaterlande sorgten, vor allem mit Sainte-Beuve, der seine Begabung erkannte und ihn den großen Zeitschriften, der «Revue moderne», der «Revue des deux mondes», dem «Journal des débats» als Mitarbeiter empfahl. Ein Polyhistor ohnegleichen, der vier Sprachen in Wort und Schrift beherrschte, ein Meister der künstlerischen Form des Essays, als Kritiker, Pädagoge, strenger Forscher und kluger Politiker rasch anerkannt, wirkte er als ein kühner Verteidiger der unbeschränkten Freiheit der Wissenschaft und als ein hoffnungsvoller Weltbürger im Geiste Goethes und Wilhelm von Humboldts in den letzten Jahren der Regierung Napoleons III. mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie für eine Verbindung des von ihm seit seiner Jugend ersehnten geeinigten deutschen Reiches mit Frankreich zu einer den Frieden auf dem Kontinent erhaltenden Gemeinschaft. Nach dem Ausbruche des Krieges von 1870/71 übersiedelte Hillebrand nach Florenz, um auf neutralem Boden zwischen keinem seiner «beiden Vaterländer» wählen zu müssen, und lehnte alle aus Deutschland zu ihm gelangenden Berufungen ab. In enger Freundschaft mit italienischen Staatsmännern und der großen deutschen Kolonie an den Ufern des Arno, zu der Theodor Heyse, Isolde Kurz und Adolf Hildebrand gehörten, der eine herr-

liche, an die Statue des Euripides im Vatikan gemahnende Büste von ihm geschaffen hat, stand sein Haus, in dem seine ungewöhnlich musikalische Gattin, eine geborene Engländerin, waltete, als gesellschaftlicher Mittelpunkt allen Einheimischen und Freunden von geistigem Range offen. Zum Ehrenbürger von Florenz ernannt, ist Hillebrand, kaum 55 Jahre alt, im Herbst 1884 gestorben.

Merkwürdigerweise sind Hillebrands Aufsätze in französischen, italienischen, englischen und amerikanischen Zeitschriften aus den Jahren um 1870 bisher nicht beachtet, auch seine größeren Arbeiten wie die umfassende Einleitung zu seiner Uebersetzung von Otfried Müllers griechischer Literaturgeschichte selbst in ausführlichen biographischen Behandlungen oder Nachrufen nur flüchtig erwähnt worden. Eine leider erst in letzter Zeit und Stunde vorgenommene Nachforschung hat ergeben, daß sich ein nicht weniger wichtiges Material vorfindet wie in den Aufsätzen aus Florenz in deutscher Sprache, und daß es auch der junge Hillebrand verdient, seiner frühen kulturkritischen und literarhistorischen Essays wegen gerühmt zu werden. Mit welcher ihm besonders eigentümlichen Mischung von subjektiver und objektiver Beobachtung er vorging, mit welchem literarischen Takt und welchem tiefen patriotischen Empfinden er als Schriftsteller seine politische Meinung zum Ausdruck zu bringen befähigt war, beweist der nachfolgende, am 26. Juli 1866, also kurz nach dem Siege Preußens über Oesterreich, im «Journal des débats» erschienene Essay über Bismarck, der Hillebrands, den Ansichten Gustav Freytags und des «Grenzboten» nahestehende, einstweilen noch zurückhaltende Stellung zu dem damaligen preußischen Ministerpräsidenten und späteren Reichskanzler kennzeichnet und einen wichtigen Beitrag zu der geschichtlichen Uebersicht der Periode vor der Reichsgründung bildet.

Mit dieser ersten Veröffentlichung «wunderlicher Schätze» aus Hillebrands Jugend verbinden sich aufrichtige Wünsche, einmal eine Biographie und eine ausgewählte Sammlung von unbekannten, aus dem Englischen und Französischen übersetzten Aufsätzen dieses «guten Europäers» in Händen zu haben, wie ihn sein ihm begeistert anhängender Verehrer Nietzsche genannt und zum vorbildlichen Typus erhoben hat.

Hermann Uhde-Bernays

Der preußische Ministerpräsident erfreute sich lange Zeit der gleichen Unpopularität, welche in den Jahren der Vorbereitung ihrer Werke alle Handlungen und persönlichen Eigenschaften von bedeutenden Staatsmännern betroffen hat. Dieser Nachteil, der auch Cavour nach dem Jahre 1850 und besonders nach dem Jahre 1855 erfaßte, war unverdient, ist aber durchaus verständlich. Ein Staatsmann kann seine Pläne nicht der Oeffentlichkeit vorlegen, ohne ihrer Verwirklichung zu schaden, und die Oeffentlichkeit vermag sich die Pläne des Staatsmannes nicht zu erklären, weil sie das Ziel nicht kennt, das sie rechtfertigt.

Jedenfalls überstieg der Haß, den sich Graf Bismarck zugezogen hat, das übliche Maß der staatsmännischen Unbeliebtheit, was unbestreitbar zumeist seine Schuld ist. Er hat nicht nur nichts getan, um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, sondern sich darin

gefallen, sie mit wahrem Vergnügen zu provozieren und durch seine voreingenommene Haltung aufzureizen. Dieser wohlverdiente Tadel hindert uns nicht, ihm die Ueberlegenheit vor allen deutschen Staatsmännern des neunzehnten Jahrhunderts zuzuerkennen. Nur wenige Menschen werden heute seine Ueberlegenheit nicht zugeben. Noch vor drei Monaten hielt man mitleidig jedermann für einen Toren, der in Bismarck mehr zu sehen wagte als einen dreisten Prahlhans oder mindestens einen kühnen, vielleicht erfolgreichen Abenteurer. Immer noch gibt es zahlreiche ehrliche Starrköpfe, die nicht davon überzeugt sind, daß sie sich bei ihrer Beurteilung des Mannes und seiner Taten getäuscht haben; und es gibt noch mehr neidische und mittelmäßige Köpfe, die sich nicht entschließen können, in ihm den gewaltigen Geist zu erkennen, der als Nachfolger Friedrichs des Großen die Niederlage von Olmütz wiedergutmacht hat.

Bismarck besitzt im höchsten Grad die beiden wichtigsten Eigenschaften des Staatsmannes, Eigenschaften, die bei den Männern außerordentlich selten sind, welche heute in Deutschland die Geschichte machen, die Klarheit des Blicks und die Kraft der Ausführung. Er weiß, was er will, und was er will, das will er mit aller Energie. Was ihm fehlt, sind scheinbar weniger wichtige politische Tugenden, die gleichwohl nicht entbehrt werden dürfen, Ruhe und parlamentarische Erziehung. Bismarck ist nervös, reizbar, argwöhnisch, er regt sich gerne auf, was bei jedem Staatsmann ein Fehler ist, aber sich bei ihm vergrößert, wenn die Umstände ihn zwingen, gegen seine Meinung zu handeln, während er in diesem Falle so sehr als möglich durch seine äußeren Formen den inneren Gegensatz ausgleichen sollte. Endlich kann Bismarck eine politische Versammlung nicht richtig behandeln. In solcher Hinsicht war ihm wie auch sonst Cavour weit überlegen. Niemand hat es verstanden, sich wie der italienische Minister zeitweilig dem Willen der Abgeordnetenkammer zu fügen, um sie später zu seiner eigenen Ueberzeugung zu bekehren, oder den Sturm einer Debatte vorübergehen zu lassen, um sie in aller Ruhe und Stille wieder aufzunehmen; niemand hat es wie er verstanden, seine Vorurteile zu mäßigen, die Verachtung zu verbergen, die er für die Phrasen der Deputierten und den Beifall der Schwätzer empfand, und den Glauben an die Unfehlbarkeit der Majorität zu heucheln, der Kammer seine Befehle zu erteilen mit dem Anschein, sie von ihr empfangen zu haben, indem er ihr verschwie, was ihr zu verschweigen wichtig war, und ihr nur sagte, was man ohne weiteres veröffentlichen konnte. Mit einem Wort: Cavour war ein parlamentarischer Staatsmann, Bismarck ist ein Staatsmann der Kabinettpolitik. Die Geschichte wird niemals

die Vaterlandsliebe, die Klugheit, den Mut der beiden Männer leugnen, aber sie wird nicht vergessen, daß der eine von ihnen mit dem Worte «Freiheit» auf den Lippen gestorben ist, während der andere, nicht zufrieden, ohne Parlament zu regieren, vergeblich versucht hat, es in Mißachtung zu bringen.

Zweifellos war die Aufgabe für Bismarck unvergleichlich viel schwerer als für Cavour, und wenn die stärkere Bedeutung an der Zahl der überwundenen Hindernisse gemessen würde, wäre der Deutsche in mancher Beziehung wohl größer als der Begründer des Königreiches Italien. Denn Bismarck besaß zu seiner Unterstützung weder einen König wie Victor Emanuel noch ein Volk wie die Italiener.

Das italienische Volk hat ungewöhnliche politische Anlagen: es denkt nicht umsonst über alles Mögliche nach, es versucht nicht, jedermann zu kritisieren, es weiß sich einem allgemeinen Interesse zu unterwerfen, es wittert das Ziel, zu dem es geführt wird, es erkennt sofort ein Mißverständnis, weshalb ein solches nicht betont zu werden braucht. Mit weniger tiefgründigen Tugenden ausgestattet, hat der Italiener weit mehr soziale Vorzüge als der Deutsche. Dieser ist rechthaberisch, widerspruchsvoll und braucht Zeit, um sich über etwas seine Meinung zu bilden; mehr noch, ein jeder hat seine eigene Meinung, die er nicht für ein Königreich aufgibt; der Individualismus ist bei ihm eine gefährlichere Krankheit als die gegenteilige Krankheit bei den Franzosen, wo sie bald als Kennzeichen eines gelehrigen Haufens, bald einer blinden, machtlosen Masse auftritt. Der Deutsche ist, wie Bismarck selbst sagt, nur im Waffenrock zu gebrauchen. Dazu kommt eine mißtrauische Neugierde, die ihn immerfort peinigt und ein Eigensinn, den er für Charakterstärke hält, weshalb er ungern auf das letzte Wort verzichtet. So erklären sich die endlosen Verhandlungen, die Bismarck derartig aufgereggt haben, daß er einen Fehler nach dem anderen in seinen parlamentarischen Formen beging.

Mit einem gerechtfertigten Mißtrauen hatten die Kammern und die Bevölkerung im Oktober 1862 die Ernennung Bismarcks aufgenommen, da seine jugendlichen Streiche und sein konservativer Eifer vom Jahre 1848 überall in der Erinnerung geblieben waren. Umsonst hatte er im Umgang mit Menschen und bei geschäftlichen Angelegenheiten in Frankfurt, Paris und Petersburg alle schroffen, absprechenden, eigenwilligen Ideen seiner Jugend abgelegt oder in eine andere Form gebracht, aber man wollte und konnte an seine Bekehrung nicht glauben. Umsonst hatte er im Jahre 1859 den bekannten Brief veröffentlicht, der schon sein Programm von 1866 enthielt. Die Kammern, die Bevölkerung, alle Deutschen zweifelten an

der Richtigkeit. Die unbesiegbare Macht dieses Mißtrauens wider-
setzte sich den sich ungeheuer schnell folgenden Handlungen. Die
preußischen Regierungen hatten schon so oft die Erwartungen der
Deutschen getäuscht, daß sie sich nicht entschließen konnten, die
Schritte dieser preußischen Regierung ernst zu nehmen. Drei Monate
nach der Uebernahme seines Amtes schlägt Bismarck die Einberufung
des so lange und so einstimmig geforderten deutschen Parlaments
vor, worauf ihm «timeo Danaos» zugerufen wird. Er greift in Hessen-
Kassel ein, um das verletzte Recht zu schützen, worauf man über
den Minister lacht, der sich über die Abstimmung seiner Kammern
hinwegsetzt und die Maßnahmen einer fremden Kammer verteidigt.
Er nimmt die dem deutschen Volke heilige Sache der unterdrückten
Holsteiner in die Hand, worauf überall behauptet wird, daß er sie
wie im Jahre 1850 den Dänen ausliefern wolle. Er schließt Handels-
verträge mit Frankreich und Italien und zwingt die widerspenstigen
kleinen Fürsten zur Teilnahme an ihnen; er erneuert den Zollverein
nach den Wünschen des Volkes, er hindert seinen König, sich zum
Fürstenkongreß nach Frankfurt zu begeben, der in ganz Deutsch-
land unbeliebt ist, er schlägt abermals die Berufung einer deutschen
Nationalversammlung vor; er droht, den Bundestag aufzulösen, der
Gegenstand des Gelächters und der Verachtung in der ganzen Welt
ist, er gibt zu verstehen, daß er eine deutsche Einheitspolitik zu
treiben im Sinne hat, was für jeden anderen ein sicheres Mittel ge-
wesen wäre, die Gunst aller Deutschen zu gewinnen, aber nicht ge-
schehen ist, weil Bismarck für Deutschland, für die Bevölkerung,
für die Kammern der Feind, der unversöhnliche Feind bleibt. Die
Leidenschaften des Kampfes, die Antecedentien des Ministers und
zugegeben seine gelegentlich etwas herausfordernden Gewohn-
heiten hatten alle Patrioten dem künftigen Schöpfer der deutschen
Einheit gegenüber mit Blindheit geschlagen.

Ich hüte mich wohl, das freie Benehmen zu entschuldigen, mit
dem Bismarck öfters in der Kammer aufgetreten ist. Aber man tut
ihm unrecht, wenn man darin den Hochmut eines Junkers bei einer
Bauernversammlung sehen will, während es doch nur die Ungeduld
eines praktisch gesinnten, skeptischen Staatsmannes gegenüber
einer Versammlung von Ideologen und starren Prinzipreibern
anzeigt. Ohne sie zu entschuldigen, versteht man in gewissem
Maße diese Reizbarkeit, wenn man sieht, wie die durchsichtigsten
Anspielungen mißverstanden werden oder wie ein langer Bericht
über die Reorganisation der Armee angehört werden muß, der von
einem berühmten Bekämpfer der Trichinose sehr gelehrt aus-
gearbeitet wurde, gewiß einem vortrefflichen Redner und hervor-
ragenden Kopf unter der heutigen Generation, dem man aber die

Zuständigkeit in militärischen Fragen abstreitet. Man versteht die Ungeduld angesichts einer großen Versammlung, die sich in der Rolle des «langen Parlaments» gefällt und sich mit Erbitterung der kläglichen Bewilligung von 1000 oder 2000 Talern für die geheimen Fonds oder die Repräsentationszwecke der Gesandtschaften widersetzt. Dennoch würden die öfters etwas gewaltsamen Austritte der Mitglieder der Opposition weniger bemerkt worden sein, wenn Bismarck wie Cavour in der Schule der Engländer seine Erziehung genossen hätte. Wohl erklärt man, daß der Ministerpräsident den gegen einige Redner eingeleiteten gerichtlichen Anklagen ferne stehe, aber schwerlich wird man annehmen, daß er dieses traurige Schauspiel von Kleinlichkeit und Verärgerung nicht hätte verhindern können. Es wird zwar behauptet, daß seine Kollegen an diesem System der kleinen, die Oeffentlichkeit erregenden Streitigkeiten, der Verweigerung der Bestätigung von gewählten Bürgermeistern, der Presseprozesse, der Beamtenversetzungen schuld seien, aber wenn auch Bismarck sich verpflichtet fühlte, die Kollegen aus der alten Bürokratie zu übernehmen, hätte er dafür sorgen müssen, daß sie nicht ihre einstigen Fehler wiederholten.

Auf jeden Fall kann man sich die Stimmung eines Staatsmanns vorstellen, der in solcher Weise den Schwierigkeiten der wirklichen Lage ausgesetzt ist, Schwierigkeiten, die noch durch die Hemmschuhe des politischen Lebens in Deutschland erschwert werden, die Juristerei, die Philosophie und die Empfindsamkeit, die sich wohlgefällig in den preußischen Kammern eingenistet haben und alle Geister unfähig machen, die einfachsten Gedanken der richtigen Politik zu begreifen. Für viele ist eine politische Frage Sache des Gefühls, für andere eine logische These, um aus ihr eine abstrakte Voraussetzung herzuleiten, für wieder andere endlich, für jene unzähligen Rechtskundigen, die so lange das Schicksal Deutschlands in ihren Händen trugen, ist sie, wie wir bei Schleswig-Holstein und dem parlamentarischen Konflikt sahen, eine Art juristischer Entscheidung nach zivilrechtlichen Grundsätzen. Niemand scheint überzeugt zu sein, daß Politik vor allem die Kunst ist, die Folgen einer gegebenen politischen Lage zu erkennen, danach seine Handlungsweise zu richten und nur das Mögliche zu wollen.

Weiterhin ist es offensichtlich weniger leicht gewesen, König Wilhelms Zustimmung zu einer neuen und außerordentlich kühnen Politik zu erhalten als die des Königs Victor Emanuel. Aufgewachsen ganz in der Ueberlieferung strenger und unveränderlicher legitimer Ansprüche, durch seine Erziehung und seine Stellung als der Jüngere vorbereitet, eher den Säbel als das Szepter zu führen und statt einen Staat zu lenken eine Division zu kommandieren, im Be-

sitz eines sorgsamsten Rechtsgefühls und einer fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit, glühender Patriot, aber preußischer Patriot statt deutscher Patriot, von abergläubischer Ehrfurcht für seine königliche Würde und von der gleichen Verehrung für die Rechte seiner Partner auf dem Throne erfüllt, konnte König Wilhelm nur mit Mühe für die verwegene, aufrührerische Politik seines Ministerpräsidenten gewonnen werden. Glücklicherweise hatte diesen die Natur mit dem geheimnisvollen Aszendenten begabt, den sie stets allen schenkt, die große Werke zu leisten haben. Bismarck besitzt etwas von jener seltsamen Bezauberung, die Ludwig XIII. und Richelieu verband. Die Umgebung des Monarchen, die Militärpartei und die Ultra-Royalisten waren seine Feinde, und so konnte er seine tiefsten Gedanken seinem Herrn nicht mitteilen, ohne ihn zu kränken und zu verletzen. Er mußte also eine Lage herbeiführen, die dem König nicht gestattete, das Gehör zu verweigern. Angeblich soll Bismarck bei dieser schweren Aufgabe ein großer persönlicher Charme geholfen haben, wie ihn manche Menschen im persönlichen Verkehr zeigen, öfters aber einer Mehrzahl gegenüber entbehren. Bismarck, der in der Kammer so hochmütig, so provozierend, so unsympathisch auftrat, hat immer die Personen, die ihm näherkamen, für sich eingenommen. Die Abgeordneten eben dieser Kammer, mit denen er in seinem Salon oder seinem Arbeitszimmer verhandelte, folgten seinen Wünschen; mir erzählte ein Diplomat, der Cavour bei ähnlichen Gelegenheiten beobachtet hat, daß ihm die mangelnde Ritterlichkeit und die gewaltsame Offenheit Bismarcks weit mächtiger erschienen seien als die verführerische Liebenswürdigkeit und das hin- und herflutende Wohlwollen des italienischen Ministers.

Weil demnach ein bestimmter Charakter des Monarchen, der Kammer, auch seiner Person vorhanden war, mußte Bismarck zwischen König und Kammer seine Wahl treffen. Der Instinkt, der ihn nie verließ, führte ihn mit jenem zusammen. In England und Italien würde er sich vermutlich für das Parlament entschieden haben, aber er begriff, daß trotz der ungeheuren Uebermacht der im Lande gewählten Opposition das Königtum viel stärkere Wurzeln hatte als die noch neue Verfassung. Zwischen dem Hause Hohenzollern, mit dem in zweihundert Jahren das Land groß geworden war, dessen Interessen und Ueberlieferungen gänzlich im Staatsbegriff aufgingen, und der englischen Magna Charta, die man in dieser bürokratischen und militärischen Monarchie eingeführt hatte, bestand in der wirklichen Meinung des preußischen Volkes keine Uebereinstimmung; was dieses wollte und will, ist die versöhnende Einigung des Herrscherhauses, das für das preußische Volk sein Vaterland bedeutet und das es mit einer rührenden Treue liebt, mit der Verfassung, deren Brauch-

barkeit für seine Entwicklung und Anerkennung in der Welt es ein-
sieht. Um zu diesem Ziel zu kommen, muß es noch jetzt eine strenge
Lehrzeit durchmachen: Enttäuschungen, Irrtümer, die zugegeben
werden müssen, Fehler, widerrufene Zugeständnisse, sogar augen-
blickliche Demütigungen, und endlich die Gebräuche und Gepflo-
genheiten des aktiven Lebens waren notwendig und sind notwendig,
um eine politische Erziehung herbeizuführen, deren Belohnung die
vollständige Uebereinstimmung zwischen der Krone und der Ver-
fassung sein wird. Vor vier Jahren (1862) war diese Erziehung nicht
beendet. Das wußte Bismarck, und gleichzeitig hielt er sich für
mächtig genug, um den König zu beeinflussen, auch weil sein hitziges
Temperament ihm nicht erlaubte, mit einer auf die ihr jüngst ver-
liehenen Rechte eifersüchtigen und um so reizbareren, noch nicht
zur klaren Auffassung ihrer Würde gelangten Kammer zu ver-
handeln.

Sein Entschluß war gefaßt. Bei seiner Uebernahme des Mini-
steriums belastete er sich mit der schweren Erbschaft des alten
Liberalismus. Diese Tatsache wurde bald vergessen. Damals bestand
schon seit einem Jahre der Konflikt zwischen der Kammer und den
liberalen Ministern. Er hat ihn nicht hervorgerufen, er hat lediglich
eine Nachfolge angetreten. Ich brauche nicht die allgemein bekannte
Geschichte der letzten Jahre zu wiederholen, möchte aber nicht ver-
fehlen, daran zu erinnern, was in der liberalen französischen Presse
in diesen Jahren geschrieben wurde. Ein rechtzeitiges Nachgeben
der Kammer würde den Konflikt vermieden haben, der Bismarck
die Lösung seiner Aufgabe so sehr erschwerte. Wie viel Geduld,
Beweglichkeit und Energie mußte doch der Ministerpräsident auf-
wenden, um eine Lage zu schaffen, in der eine ihm feindliche Kam-
mer trotz ihrer persönlichen Antipathie Rede und Antwort zu-
gestand, um bei seinem Herrn die Anerkennung Italiens, die Dro-
hung der Auflösung des Zollvereins, den Einmarsch in Schleswig-
Holstein gegen den Willen des Bundestages, die Einberufung eines
durch allgemeines Stimmrecht gewählten deutschen Parlaments,
endlich ein Programm durchzusetzen, dessen erster Paragraph den
Ausschluß Oesterreichs forderte! Wie viel Kraft und Mut war er-
forderlich, um alle geheimen Einflüsterungen, alle langweiligen Vor-
schriften, alle veralteten Vorurteile, sogar die anständigen Beden-
ken zu beseitigen, die den König beherrschten! Wer da weiß, wie
es an den deutschen Höfen zugeht, was die legitimistischen Tradi-
tionen bedeuten, und später einmal die Einzelheiten dieses nach
allen Richtungen in drei Jahren geführten Kampfes um Herz und
Seele des guten und edlen Königs von der mächtigen Partei zu lösen,
die der böse Geist seines Bruders und seines Vaters gewesen war,

kennenlernen wird, er allein wird in der Geschichte Bismarck den Platz anweisen, den er für seine unermüdliche Aufopferungsfähigkeit verdient. Er hat durch sein Geschick und durch seine Entschlossenheit gesiegt. Zweifellos wäre es ungerecht, dem König Wilhelm nicht das Verdienst zuzuweisen, daß er sich des Aufgebens von vielen seiner liebsten Ideen und seiner festesten Ansichten vollauf bewußt war; wenn aber der König wirklich glaubte, angestammte Rechte auf Schleswig-Holstein zu besitzen, wenn er überzeugt war, daß die Verfassung unverletzt sei und es sich nur um ein Mißverständnis handle, wenn er glaubte, zum Kriege mit Oesterreich herausgefordert worden zu sein, so sind diese Ergebnisse nur durch Bismarcks Klugheit geschaffen worden. Man hat sie je nach dem politisch einzunehmenden Gesichtspunkt zu betrachten.

Es ist immer eine Anmaßung, den Propheten der Geschichte zu spielen und wenigstens nutzlos, eine Politik der Vermutung zu betreiben; wenn mich aber die Anzeichen nicht täuschen und wenn ich die geistige Strömung auf beiden Seiten richtig beurteile, könnte eine Versöhnung eher stattfinden, als man allgemein glaubt. Auf beiden Seiten hat man viel gelernt und manche Illusionen aufgegeben. Die vielumstrittene Hauptfrage — die Wichtigkeit der militärischen Reorganisation und die damit dem Lande auferlegten Lasten — ist zum Teil durch den Krieg beseitigt und wird durch die Militärkonventionen gebessert werden, die dem Lande Erleichterungen verschaffen. Was die formale Frage anbetrifft, so zweifle ich nicht daran, daß Bismarck bei der Eröffnung der Kammern einlenkt. Würde er es tun und vom König ein Indemnitätsgesetz und die Zusage der Rückkehr auf den Weg der Verfassung erhalten, würde er mehr für sein Vaterland tun als sogar Friedrich der Große, weil er Macht und Gesetz vereinigen würde. Warum nicht? Man täuscht sich, wenn man Bismarck für einen prinzipiellen oder natürlichen Absolutisten hält. Bismarck ist weder feudal noch cäsaristisch, weder revolutionär noch militärisch. Er ist das alles und wird es abwechselungsweise immer sein, um zu dem Ziele zu kommen, das seine Vaterlandsliebe erreichen will, nichts anderes als das Aufgehen des protestantischen Deutschlands in dem politischen Organismus, der den Namen Preußen trägt, und der soeben seine Jugendlichkeit und Lebenskraft so glänzend bewährt hat.

Selbst seine auswärtige Politik, deren Programm er offen in seinem Brief aus Petersburg vom 12. Mai 1859 vorgelegt hat, und über die eine böswillige Meinung oder die begreifliche Verblendung während des Krieges einigen Zweifel auslösen konnte, selbst sie hat im Hinblick auf ihr Ziel kein System bei der Wahl ihrer Mittel. Manche Dinge geschahen, die er nicht voraussehen konnte, aber je nach den

Umständen wechselte der Ministerpräsident, ohne sein Ziel aus dem Auge zu verlieren, seine Haltung und seine Waffen bis zu dem Augenblick, in dem die unerwartete Herausforderung des Bundestages ihm gestattete, seinen Wünschen zu folgen und den Degen zu ziehen. Möglich, daß vor dem Interesse für sein Land bei diesem Staatsmanne alle Bedenken schwanden. Seine persönliche Uneigennützigkeit und seine moralische Haltung waren von jeher erhaben über jeden Verdacht. Glücklicherweise haben die Umstände und seine Feinde dafür gesorgt, daß er niemals jene Bedenken zum Schweigen zu bringen nötig hatte. Man kennt das möglicherweise erfundene, aber dem Geiste des Mannes, dem es in den Mund gelegt wird, gut entsprechende Wort, das er einmal gegenüber dem Prinzregenten gebrauchte, der die seinem Minister feindlichen Ansichten angeblich teilte: «Ich kann auf Popularität verzichten, und mir liegt wenig an einem Lose wie es Latour beschieden war, vorausgesetzt daß die Schlinge, an der man mich aufhängt, Deutschland für immer an den Thron Eurer Königlichen Hoheit knüpft.» Der ganze Mann und seine ganze Politik sind enthalten in diesen Worten.

Und die Moral, wird man sagen, die Verträge, die konstitutionellen Freiheiten, die man in der Vergangenheit mit Füßen getreten hat — wer garantiert uns, daß sie in Zukunft wieder zu Ehren kommen?

Es wäre leicht zu beweisen, daß Bismarcks Politik ebenso anständig war wie die eines Richelieu, Cromwell, Friedrich und Cavour, die als Wohltäter von vier mächtigen Nationen und beinahe als Schöpfer von vier Großmächten angesehen werden. Noch leichter, zu zeigen, wie vom Standpunkt der Diplomatie aus betrachtet seine Haltung tadellos war, von der Anrufung des Londoner Vertrags bis zum Austritt aus dem deutschen Bund. Unsere Vorliebe für das parlamentarische Regime hätte die von der preußischen Kammer begangenen Fehler zu erwähnen, die wie diejenigen Bismarcks so viel dazu beigetragen haben, die Verfassung zu schädigen, aber wir verzichten absichtlich auf derartige müßige Verdächtigungen und leicht erreichbare Ausführungen. Wir erinnern nur daran, daß Egoismus bei dem einzelnen Individuum sich öfters in Patriotismus verwandelt, wenn es sich um das nationale Interesse handelt, daß Verträge keine Gültigkeit haben, die von der einen Seite zerrissen wurden, daß endlich eine Verfassung kein totes, unveränderliches System ist, sondern ein lebendiger Organismus, der verlangt, in keiner seiner Instanzen über das gegebene Maß angespannt zu werden. Vergessen wir nicht, daß es verschiedene Standpunkte gibt, auf die man sich stellen kann, um die Ereignisse und die Männer der Geschichte zu beurteilen.

In der Politik ist es wie in der Kunst. Je nachdem der Zuschauer ein Moralist, ein Utilitarist oder ein Historiker ist, wird er die Werke der Politik und der Kunst beurteilen, einschätzen oder näher betrachten. Jede Aenderung der Sehweise ist ausgeschlossen, weil es sich da nicht um Unterschiede der Meinung, sondern um Unterschiede der Veranlagung handelt. Selbst Sokrates hat seine ganze Beredsamkeit und seine ganze Ironie aufgeboten, um den Politiker Kallikles zu überzeugen. Ein Kallikles wird niemals zugeben, daß die Philosophie die Welt beherrschen müsse, und daß die Göttin Fortuna geirrt habe, als sie zu bestimmten Zeiten jenen Männern Macht verlieh, die von Natur dazu die Kräfte besaßen, statt diese Macht anderen zu geben, welche die Gabe des spekulativen Denkens und die Skrupeln eines zarten Gewissens erhalten und behalten haben.